

Im Urwald des Fraßes

Die Spitzenreiterin unter den Untugenden ist derzeit die Gier. In Filmen, Romanen und Sachbüchern wird ihr der Prozess gemacht. Dabei ist sie eine Energiequelle, der nicht nur Böses entspringt

VON THOMAS STRÄSLE

Die Meinungen sind gemacht: Die Gier ist ein Grundübel unserer Zeit. Wo immer etwas aus dem Ruder läuft, wird sie umgehend zur Rechenschaft gezogen: als Profitgier in der Wirtschafts- und Bankenwelt, als Machtgier in der Politik, als Sensationsgier in den Medien, im privaten Bereich als Gier nach Geld, Konsum und Luxus, nach Aufmerksamkeit, Anerkennung und Erfolg.

Ob Leonardo DiCaprio im Privatjet nach Davos fliegt, um die versammelte kapitalistische Weltelite daran zu erinnern, dass wir es uns nicht länger leisten können, „die Gier der Kohle-, Gas- und Erdölindustrie die Zukunft der Menschheit bestimmen zu lassen“, oder ob Papst Franziskus vor der UN-Vollversammlung in New York die Staatengemeinschaft warnt, dass sich „die Menschheit aus materieller Gier und mangelndem Gerechtigkeitsinn auslöschen könnte“, stets zielen die Diagnosen unserer kollektiven Giergetriebenheit auf geschichtliche und gesellschaftliche Ganze – in einem auffällig einhelligen moraltheologisch-apokalyptischen Tonfall.

Wie verhält sich die Literatur dazu? Die Gegenwartsliteratur widerspricht nicht, sondern leistet der Kanzelrede fröhlichen Beistand. Die emblematische Figur dafür ist Johann Holtrop. Schon auf der ersten Seite des gleichnamigen Romans von Rainald Goetz aus dem Jahr 2012, der im Untertitel „Abriss der Gesellschaft“ heißt und damit – bei aller Doppelbödigkeit des Worts Abriss – einen ehrgeizigen zeitdiagnostischen Anspruch erhebt, wird Johann Holtrop einmal und für immer charakterisiert als einer, den nur die Gier antreibt und sonst gar nichts.

In „Johann Holtrop“ werden im hysterisch-kalten Deutschland die Macher von der Gier gesteuert

Holtrop ist Vorstandsvorsitzender eines Konzerns mit 80 000 Mitarbeitenden und einem Jahresumsatz von fast 20 Milliarden Euro weltweit. Seine Firma residiert in düsteren Bauten aus schwarzem Stahl und dunklem Glanz. Die Dekadenz der Bewohner ist daran schon äußerlich ablesbar – sind die Gebäude doch, wie es im Roman heißt, „so kaputt wie Deutschland in diesen Jahren, so hysterisch kalt und verblödet konzeptioniert, wie die Macher, die hier ihre Schreibtische hatten, sich die Welt vorstellten, weil sie selber so waren, gesteuert von Gier, der Gier, sich dauernd irgendeinen Vorteil für sich zu verschaffen, am liebsten natürlich in Form von Geld, genau darin aber, in ihrem Kalkül auf Eigennutz, umgekehrt selber kalkulierbar, ausrechenbar und ausbeutbar zuletzt, das war die Basis der abstrakten Geldmaschine, die hier residierte: das Phantasma der totalen Herrschaft des KAPITALS über den Menschen. So falsch, so lächerlich, so blind gedacht, so infantil großwahnsinnig wie, wie, wie –“

Ja – wie eigentlich? Nach den drei Wies folgt bei Goetz ein Gedankenstrich. Der Satz bricht unversehens ab – eine Aposiopese, die nicht zu einer automatischen Ergänzung im Gehirn des Lesers führt, wie so oft bei Satzabbrüchen, sondern im Sand stecken bleibt wie ein überladenes Fahrzeug. Der Satz bricht ab, weil es dem Erzähler vor Empörung die Sprache verschlägt und er kein Vergleichswort findet für die Falschheit, die Lächerlichkeit, Blindheit, Kindlichkeit, den Größenwahn solchen Treibens – „gesteuert von Gier, der Gier, sich dauernd irgendeinen Vorteil für sich zu verschaffen, am liebsten natürlich in Form von Geld.“

Dabei könnte man ja auch einmal bei genau dieser Leerstelle ansetzen, statt die immer gleiche Kanzelrede zu wiederholen,



Unmoralisch und unsolidarisch: Szene aus Marco Ferreris Film „Das große Fressen“ (1973).

FOTO: IMAGO STOCK&PEOPLE

die deshalb so einfach zu halten ist, weil sie auf wenigen Prämissen beruht. Die erste Prämisse lautet: Gier regiert die Welt – sie ist die Triebfeder einer dem Habenwollen, dem „Immer-mehr“ verfallenen Gesellschaft. Die zweite Prämisse lautet: Gier ist böse – sie ist das Symptom einer moralisch fragwürdigen Unerständigkeit, unsolidarisch und egoistisch, die uns in den Untergang treiben wird, sofern wir es nicht schaffen, uns davon zu befreien. Und die dritte Prämisse lautet: Gier ist einfach – es gibt hier eigentlich nichts zu analysieren, dafür umso mehr zu moralisieren.

Die Gier, wie sie in den Kanzelreden erscheint, ist ein verbrämendes Wort. Es suggeriert, bei allem, was es anprangert, ginge es um eine Unart, eine Schwäche, die zwar im Menschen angelegt, aber mit moralischen Warnungen zu bekämpfen sei. So wird die Gier zum Deckbegriff. Er psychologisiert und naturalisiert als charakterliche Verfehlungen des Einzelnen, was eigentlich auf die Ebene von Struktur und der Exzesse eines Systems gehört, das die Anreize der Gier überhaupt erst schafft.

Werden Begriffe im öffentlichen Diskursraum allzu leichthändig herumgereicht, sind sie irgendwann so verschliffen, dass sie fast nicht mehr lesbar sind. Bei der Gier beginnt es damit, dass sie sich selbstverständlich zu den Sieben Todsünden gerechnet wird. Dabei ist unklar, wo sie genau hingehört: ob nun eher zur Maßlosigkeit im Sinne der Völlerei, also der gula, oder zur Habgier im Sinne des Geizes, also der avaritia, zumal im Deutschen die Gier mit dem Geiz etymologisch verwandt ist und die beiden Begriffe bis ins 18. Jahrhundert weitgehend synonym verwendet wurden – was besonders schön dem Wort Ehr-

geiz ablesbar ist, das ja keine Form des Geizes bezeichnet, wie wir ihn verstehen, sondern eine Form der Gier nach Ehre und Ruhm. Es ist also nicht einmal geklärt, inwiefern die Gier ein Habenwollen und/oder ein Behaltenwollen ist.

Sicher ist nur, dass sie nicht so einfach ist, wie immer behauptet wird. Gierig ist man nicht von Anfang an, gierig wird man erst allmählich. Die Gier setzt einen Prozess voraus, der über mehrere Stadien verläuft – Stadien, die zunächst geordnet auseinander hervorgehen und irgendwann jäh ineinander umschlagen. Am schönsten beschreibt es Walter Benjamin in einem seiner Denkbilder, kurzen erzählenden Prosa-

Auf der Passhöhe des Geschmacks öffnet sich der Ausblick in eine ungeahnte Gaumenlandschaft

stücken, die meist eine konkrete Erfahrung oder ein Erlebnis schildern, daraus grundlegende Betrachtungen schöpfen und eine Mischform bilden aus philosophischem, literarischem und feuilletonistischem Text. Sie denken in Bildern und malen mit Begriffen.

Das Denkbild trägt den Titel „Frische Feigen“ und ist 1930 in der *Frankfurter Zeitung* erschienen. Es erzählt von einer schweren Entscheidung, die zu treffen ist: Ein Brief ist einzuwerfen oder zu zerreißen. Über dessen Inhalt oder Adressaten erfahren wir nichts, wohl aber über die Art und Weise, wie der Erzähler zu seiner Entscheidung gelangt.

Er befindet sich in Neapel und begibt sich mit einer Bahn hinauf nach Secondigliano, heute eines der verrufensten Viertel

der Stadt, damals noch ein Ort für Müßiggänger. Betäubt von der Szenerie und ohne Gedanken an den Brief schlendert der Erzähler durch die Stille des Alltags und die sonnen durchflutete Landschaft, bis er unversehens im Schatten einen Karren mit Feigen erblickt: schwarzen, blauen, hellgrünen, violetten und braunen Feigen.

Ein unwillkürliches Interesse verleitet ihn dazu, sich ein halbes Pfund geben zu lassen. Die Verkäuferin wägt großzügig, doch stellt sich heraus, dass es dem Erzähler eines Gefäßes ermangelt, wie es unter den Frauen von Secondigliano gebräuchlich ist, um die Früchte zu transportieren. Auch ist kein Papier da, um sie einzuwickeln. Also bleibt dem Erzähler nichts übrig, als alle Hosen- und Jackentaschen mit Feigen zu füllen, die Hände damit zu beladen und sich den Mund vollzustopfen. Überfrachtet mit Früchten zieht er davon.

Es ist ein wahrer Essensrausch, der ihn daraufhin befällt. Er muss sich von seiner Feigenlast befreien, sich der Feigen erwehren, die ihn geradezu körperlich bedrängen. Zunächst findet er noch Genuss am harzigen Aroma der Früchte, das alles umhüllt und durchdringt, er badet förmlich in ihrem Duft und Geschmack, doch dann schlägt die Stimmung plötzlich um. Der Erzähler kommt ab von der ebenen Straße des Appetits und gerät in den Urwald des Fraßes – wie wenn man „in die Mortadella hineinbeißt wie in ein Brot, in die Melone sich hineinwühlt wie in ein Kissen.“

Benjamin fasst es in die Bildlichkeit einer Passüberquerung: „Und dann kam die Paßhöhe des Geschmacks, auf der, wenn Überdruß und Ekel, die letzten Kehren, bezwungen sind, der Ausblick in eine ungeahnte Gaumenlandschaft sich öffnet: eine

fade, schwellenlose, grünliche Flut der Gier, die von nichts mehr weiß als vom strähnigen, faserigen Wogen des offenen Frucht fleisches, die restlose Verwandlung von Genuß in Gewohnheit, von Gewohnheit in Laster.“

Das Bild der Passüberquerung macht es deutlich: Interesse, Vergnügen, Genuss, Gewohnheit und Geschmack, auch Überdruß und Ekel liegen auf der einen Seite der Passhöhe, am mühevollen Aufstieg, der bis in die letzten Kehren in die Beine geht, die Gier hingegen liegt auf der anderen Seite, auf der Seite der rauschenden Abfahrt. Sie ist von ganz eigener Qualität und Dynamik – und Erotik: Am Ende weiß sie von nichts mehr als „vom strähnigen, faserigen Wogen des offenen Frucht fleisches“. Die Sprache belegt es: Man hat Interesse an etwas, findet Vergnügen an etwas, Genuss an etwas, Geschmack an etwas, Gewohnheit an etwas, ja man hat sogar Ekel an etwas oder Überdruß an etwas – aber man verspürt immer eine Gier nach etwas. „An“ ist statisch, „nach“ dynamisch. Steckt in der einen Präposition das Verweilen, die Kontemplation, auch die Distanz und die Kontrolle, so steckt in der anderen der Exzess und die Ekstase – und die Intensität einer Erfahrung, auch wenn sie lasterhaft sein mag, eine gegenseitige Durchdringung von Subjekt und Objekt, die mindestens ebenso zur Erkenntnis führen kann wie die geruhame Betrachtung.

Auch die Neugier stand jahrhundertlang unter einem moralischen Bann

Benjamin betont es ganz zu Beginn seines Denkbildes, wenn er mit der allgemeinen Feststellung anhebt: „Der hat noch niemals eine Speise erfahren, nie eine Speise durchgemacht, der immer Maß mit ihr hielt. So lernt man allenfalls den Genuss an ihr, nie aber die Gier nach ihr kennen“. Kein Zweifel für Benjamin, dass die Gier tiefer ins Vertigle hineingelangt als der Genuss, der sich bloß an der Oberfläche labt. Und was ist mit dem Brief, der abgeschickt oder zerrissen werden sollte? Am Ende hat sich die Frage von selbst erledigt. Der Brief klebt verschmutzt an der letzten Feige, die der Erzähler verschlingt. Die Flut der Gier hat das Problem hinweggespült. Er zerreißt den Brief in tausend Stücke.

Die Gier als ekstatisches Moment der Erkenntnis, als exzessive Intensität der Erfahrung – und gibt es nicht auch die Neugier, die in ihrer Dynamik Benjamins Fressgier nicht unähnlich ist? Auch die Neugier stand über lange Jahrhunderte hinweg unter einem moralischen Bann, seit Augustin und seitens der katholischen Kirche, als Kardinallaster der *concupiscentia oculorum*, der triebhaften Sinnes- und Augenlust, die noch am geringsten Gegenstand Genüge findet und als nichtige und vorwitzige Begierde der sinnlichen Erfahrung gebrandmarkt wurde, wie Hans Blumenberg in seinem wunderbaren Buch „Der Prozess der theoretischen Neugierde“ gezeigt hat.

Hätten wir die modernen Wissenschaften, wenn sich die Neugier nicht aus diesem Bann befreit hätte? Und was wäre der einzelne Mensch ohne eine grundlegende Neugier? Verschlossen gegenüber der Welt, die ihn umgibt, abgestumpft und in sich gekehrt.

Und gibt es nicht auch die Begier, die Begierde im Sinne des Begehrens, des Verlangens, ohne das unser Leben weitaus ärmer wäre? Man mag viele Einwände haben gegen die Gier, eines ist sie bestimmt nicht: eine Form der Satierteit. Den Hunger kann man stillen, nicht aber die Gier.

Der Verfasser lehrt Neuere deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Zürich und ist Präsident der Max Frisch-Stiftung.

Trutz Rendtorff gestorben

„Das Ja vor das Nein stellen“, so hat Trutz Rendtorff vor vielen Jahren in einem kleinen, persönlichen Bekenntnis das Wesen des christlichen Glaubens auf den Punkt gebracht. Dieser Glaube ist frei. Er lebt „vom Wort, nicht vom Zwang“. Das Ja dieses Glaubens ist Rendtorff als Sohn des Landesbischofs von Mecklenburg schon früh begegnet. Als Kind hat er aber auch das Nein der nationalsozialistischen Diktatur erlebt. Nach dem Krieg studierte er, der Familientradition folgend, evangelische Theologie, ging aber eigene Wege. Ein Stipendium führte ihn in die USA, damals die Weltmacht der Demokratie, der er entscheidende Inspirationen verdankte. Rendtorff wurde zu einem der bedeutendsten Freiheitsfreunde des bundesrepublikanischen Protestantismus.

Von 1968 bis 1999 lehrte er Systematische Theologie und Ethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Den damals noch verfeimten Begriffen „Kulturprotestantismus“ und „liberale Theologie“ hauchte er neues Leben ein. Mit ihnen verband sich für ihn das anspruchsvolle Programm, den christlichen Glauben für die Gesellschaft öffentlich zu verantworten, in der er lebt. Dazu pflegte Rendtorff das Gespräch mit Nachbarwissenschaften wie der Soziologie, stellte das Werk von Ernst Troeltsch von Neuem zur Diskussion und verfasste neben vielen anderen Schriften eine zweibändige Ethik, die heute als Klassiker gilt.

Der Evangelischen Kirche in Deutschland wies er mit epochalen Denkschriften den Weg in die offene Gesellschaft. Dass der deutsche Protestantismus heute, anders als früher, eine wichtige Stütze der Demokratie ist, ist auch sein Verdienst. Mit besonderer Zuneigung bedachte er das „Christentum außerhalb der Kirche“. Wer Trutz Rendtorff begegnete, erlebte einen freien, liebenswürdigen, interessierten, musisch gebildeten, spöttisch-humorvollen Herrn, das Gegenbild eines unterdrückten, verklemmten Knechtes. Mit 85 Jahren ist er an Heiligabend verstorben. Der deutsche Protestantismus hat einen seiner wichtigsten Denker und Lehrer verloren. JOHANN HINRICH CLAUSSEN



Der Theologe Trutz Rendtorff (1931 bis 2016), der lange in München lehrte, versöhnte den Protestantismus mit der Demokratie.

FOTO: IMAGO

Welterfahrung

Nachtrag: Mein Buch des Jahres Von Ernst-Wilhelm Händler

Bei der Umfrage „Unsere Bücher des Jahres“ (SZ vom Dienstag) wurde eine Empfehlung aufgrund eines technischen Fehlers unterschlagen: die des Schriftstellers Ernst-Wilhelm Händler, der in diesem Jahr den Gesellschaftsroman „München“ vorgelegt hat. Hier wird sie nachgereicht:

Ich habe in diesem Jahr kein besseres Buch gelesen als „Satin Island“ von Tom McCarthy (Deutsche Verlags-Anstalt). In der deutschsprachigen Literatur werden Figuren mit dramatisch reduzierter Welterfahrung und unterkomplexen Verarbeitungsmechanismen verkaufswirksam als Aliens angepriesen. Wenn Charaktere mit derart reduzierten Seelenleben die Welt nicht verstehen, kann das keine Überraschung bedeuten. Dass der Leser nach der Lektüre nicht mehr von der Welt weiß, ebenfalls nicht. Die Protagonisten der Romane von Tom McCarthy hingegen – hier ist es der Hausanthropologe einer Beratungsfirma in London, der einen rätselhaften „Großen Bericht“ schreiben soll – öffnen sich der Welt, und sie versuchen unablässig, ihre jeweilige Art der Erfahrungsverarbeitung – doch: zu verbessern. Dazu gehört auch ein Selbstverbot von nicht zu rettenden Metaphern. Die Romane von Tom McCarthy schaffen Inseln des Verstehens.

Freiheit für Aslı Erdoğan gefordert

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels verlangte am Dienstag erneut die Freilassung der türkischen Autorin Aslı Erdoğan, die seit mehr als vier Monaten im Gefängnis sitzt, weil sie angeblich Mitglied in einer terroristischen Vereinigung sei. Am 29. Dezember beginnt in Istanbul der Prozess gegen sie. „Der Prozess gegen Aslı Erdoğan ist eine Farce“, heißt es in der Erklärung. „Die Vorwürfe gegen sie sind haltlos und entbehren jeder rechtlichen Grundlage, wie uns türkische Juristen bestätigen. Mit dem Prozess soll kein Verbrechen bestraft, sondern eine kritische Stimme zum Schweigen gebracht werden.“ Im November hielt Alexander Skipis, Hauptgeschäftsführer des Börsenvereins, mit Autoren und Verlegern vor dem Gefängnis eine Mahnwache ab. Mehr als 110 000 Unterschriften gibt es schon für die Petition #FreeWords-Turkey, mit der Börsenverein, Pen-Zentrum Deutschland und Reporter ohne Grenzen die Bundesregierung und die EU-Kommission auffordern, sich für die Meinungsfreiheit in der Türkei einzusetzen. SZ

Das eigene Ich in die Hand nehmen

Dieter Hoffmann-Axthelm entwirft ein kühnes Reformprojekt zur Mobilisierung frustrierter Wut- und Wohlstandsbürger

Selten wurden in einem so dünnen Buch so dicke Bretter gebohrt. Ausgehend vom Tagesalarm über postfaktische Gefühlsausbrüche populistischer Protestbewegungen macht der Berliner Publizist Dieter Hoffmann-Axthelm eine Rechnung über die Gewinne und Verluste auf, die die Individuen in zweihundert Jahren moderner Staats- und Nationenbildung erfahren haben. Das klingt nach politologischer Sonntagspredigt, enthält aber wichtige Einsichten, wie brandgefährliche Konflikte zu bewältigen sind, die aus der Unzufriedenheit der Einzelnen herrühren, sich politisch nicht mehr repräsentiert zu fühlen.

Der Autor möchte alle Wahl-, Wohlstands- und Wutbürger aus ihren Komfortzonen und Meckerecken heraustreiben und zeigen, wie sie durch wiedergewonnene politische und soziale Autonomie dem Erstickenstod der totalen Vergesellschaftung entgehen. Das Bündnis der modernen Staatsbildung, so beginnt er mit Thomas Hobbes, war die Freistellung der Menschen vom Kampf aller gegen alle; für den neuen Genuss von Leben und Eigentum mussten sie jedoch auf substanzielle politische Eingriffsrechte verzichten. Mit der Steigerung von Komfort und Sicherheit wuchs die Abhängigkeit der Einzelnen von Leistungen außerhalb ihrer Reichweite. Bei jeder Versorgungskrise sieht Hoffmann-Axthelm das Dilemma moderner Individualisierung: dass die Einzelnen nicht mehr des primären Überlebens fähig sind.

In Verknennung ihrer Abhängigkeiten wandern die Menschen heute aus den großen Einigungsgeschäften von Staat, Nation, Kirche oder Parteien wieder aus und betreiben eine „Ich-Politik der Selbstanmeldung“ – was bis zur Reklame „Unterm Strich zähl ich“ durchgedrungen ist. Darin sieht der Autor jedoch weniger Freiheitsstreben als vielmehr den „Austritt aus dem Verständigungszwang“. Mit dem Dauerton der Empörung klagen die Unzufriedenen und Verkannten so etwas wie ein „Naturrecht des Nichtverstehenmüssens“ von politischen Einigungszwängen ein.

Der Überdruck der Erregungsgemeinschaften soll nach oben und unten entweichen

Je brüchiger die institutionellen Behälter und sozialen Bindungen werden, umso mehr wächst der „Druck zur öffentlichen Ausstellung des eigenen Ich“. Doch die daraus entstehende Selbstmächtigung der Ich-Politik erbege nur einen „unzuständigen Souverän“, der zudem zur Zerstörungswut neigt, wenn Mehrheiten nicht durch Vermittlung gebrochen werden – wie jeder Shitstorm zeigt. Hier sieht Hoffmann-Axthelm das zentrale politische Problem: dass es für den Versuch, das eigene Ich in die Hand zu nehmen, bislang keinen abstützenden institutionellen Rahmen gibt und dass dafür neue Freiheiten der Selbstregie-

rung auf unterster Ebene nötig sind, die sich aber nur durch große Machtverschiebungen erreichen lassen.

Dafür macht der Autor ein Panorama auf, das wie ein Idealstaatsentwurf wirkt, aber gut recherchierte Realienkunde ist. Weil die europäischen Nationen Entscheidungsmacht an die EU abgeben, könnten die nationalen Regierungen die Zügel lockern und politische Spielräume auf kommunaler Ebene freigeben. Der Überdruck der nationalen Erregungsgemeinschaften soll also nach oben und unten entweichen. Hoffmann-Axthelm spricht von der „Aufspaltung nationalstaatlicher Macht zugunsten europäischer Gesamtverantwortung einerseits und einer untersten Selbstregierungsebene andererseits“.

Im Gegensatz zu den gewerbsmäßigen EU-Kritikern weiß der Autor viel Erfreuliches über Brüssel. Die EU-Verwaltung sei keine opake Superbehörde, sondern transparenter und effizienter als viele Nationalregierungen. Das Brüsseler Demokratiedefizit sei kein Skandal, sondern eher ein historisches Kuriosum, das große Chancen für Rat und Kommission biete, ohne egoistische Partialinteressen von Ländern, Parteien und Fraktionen überhaupt Entscheidungen treffen zu können.

Denn im Grundverfolge die EU überparteiliche Gemeinwohlinteressen, wie es schon der „allgemeine Stand“ der Beamten im alten Preußen im Kampf gegen die Aristokratie getan habe. Insofern wieder-

hole die EU auf supranationaler Ebene nur das neuzeitliche Programm der Verstaatlichung: die Angleichung der Rechte, Pflichten, Normen, Chancen und Freiheiten aller Individuen. Und bei alledem spiele das Europaparlament eine wachsende Rolle: in Vertretung der nationalen Parlamente eine neue Öffentlichkeit zu schaffen – aber nicht als Parlament der Staaten, sondern der „europäischen Einzelnen.“



Dieter Hoffmann-Axthelm: Lokaldemokratie und Europäisches Haus. Roadmap für eine geöffnete Republik. Transcript-Verlag, Bielefeld 2016. 114 Seiten, 17,99 Euro. E-Book 15,99 Euro.

Freilich neigen die Zukunftsszenarien des Autors zuweilen zu sozialutopischer Idealisierung: Wenn oben die EU über die internationalen Schicksalsfragen entscheidet, dann kann auf nationaler Ebene die beschäftigungsstarke Maschinerie des autoritären Finanz- und Wohlfahrtsstaates zurückgebaut werden, weil niemand mehr der Illusion der privaten Kostenlosigkeit staatlicher Leistungen aufsitzt. Und unten gibt es schließlich wieder die volle Selbst-